

Sebastian Benedict

Operation Fledermaus

Kriminalroman

Handlung und Personen sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Ereignissen oder Personen wäre rein zufällig.

Erste Auflage März 2013

Lektorat: Veit Schmidt

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale
unter Verwendung eines Fotos vom Bildarchiv der Österreichischen
Nationalbibliothek ÖNB/Wien, Bildnummer 74944B

Gesamtherstellung: Finidr

ISBN 978-3-89656-210-4

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

www.querverlag.de

3

Der erregte bürgerliche Schneider begegnet seinem Kaffeehaus-Detektiv und beruhigt sich.

Charles Kuhlmann rückte sich im Fond des Wagens zurecht, und langsam legte sich die Erregung, in die er vis-à-vis dem Hofrat und dessen Sekretär geraten war. Das sonderbare Benehmen dieses jungen Mannes, diese Art, wie er sich um ihn herumgewunden hatte, gab ihm zu denken.

Tatsächlich: Horak war im Alltag unauffällig, es gab jedoch zwei Situationen, in denen er die sich zügelnd auferlegten Hemmungen fahren ließ und sich dann durch ganz nebensächliche flüchtige Gesten wie etwa schwingend runde Handbewegungen verriet: wenn er etwas getrunken hatte – wobei wenig genügte – und wenn ihn innere Zerrissenheit befiel, wie das beim Verrat am Hofrat ganz klar der Fall gewesen war.

Und dieser Verrat beschäftigte nun auch Kuhlmann. Warum unterlief dieser Mann die Linie seines Vorgesetzten? Oder war es eine Pflanzerei, entsprungen dem Übermut der Ämter, den Hamlet schon beklagte? Kurz schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, dieser Sekretär wäre ohnehin auf Linie mit seinem Hofrat und wollte nur verwirren und verschleiern, indem er ihn hierherschickte, nach Margareten, den fünften Bezirk, der eine dem Kommerzialrat fremde Gegend war. Suspekt dieses Kaffeehaus und das Hauptquartier der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei um die Ecke.

Viele der Bewohner dieses Bezirks waren wohl auch seine Kundschaft, vorwiegend vermutlich im Tiefparterre, wo Billiges in minderer Qualität verkauft wurde. Ein Bezirk, tiefrot, wie ja ganz Wien, seufzte der Kommerzialrat, in Erinnerung an die Zeiten, da noch Lueger mit einer schwarzen Zweidrittelmehrheit regiert hatte.

Nun aber hatten die Nationalsozialisten abgeräumt, bei den Christlichsozialen vor allem, auch im sechsten Bezirk, wie er übellaunig feststellte, denn der Sitz im Gemeinderat, der verloren gegangen war, wäre der seine geworden. Kunschak hatte Kuhlmann überredet, für seine Christlichsozialen zu kandidieren; ein idealer Kandidat: katholisch und ein erfolgreicher Kaufmann in Mariahilf, einem Bezirk, den die Kaufmannschaft schon immer geprägt hatte, wie kaum einen anderen.

Aber auch Hakenkreuzler brauchen Wäsche und Kleidung, dachte Kuhlmann versöhnlich, während der Wagen die Ringstraße zum Parlament hinrollte, und praktisch veranlagt, wie er war, überlegte er, dass es sich in den kommenden Jahren vielleicht lohnen könnte, Uniformschneiderei ins Angebot seines Modepalais aufzunehmen.

Was aber war von diesem Nowak zu erwarten? Kuhlmann stellte die geschäftlichen Überlegungen zurück und fragte sich, weswegen dieser Nowak denn geeignet sein konnte, Licht ins Dunkel um den Tod seines Sohnes zu bringen. Und er kam zu dem Schluss, dass es sinnvoll wäre, sich vorweg etwas über diesen Mann zu informieren. In diesem Sinn änderte er sein Fahrziel und wollte erst in ein Café beim Volkstheater gebracht werden, um im Adressbuch Näheres über diesen Nowak zu erfahren.

Kuhlmann ließ den Chauffeur vor dem Café Raimund halten, eilte hinein und gab dem Kellner zu verstehen, dass er nur in den „Lehmann“ – Wiens Adressbuch – schauen wollte; er konnte sich das erlauben, er war hier bekannt, denn er hatte in der Neustiftgasse gegenüber eine Geliebte.

Die Suche im Branchenverzeichnis nach Ferdinand Nowak unter den Detektivs blieb ohne Erfolg. Auch im Namenverzeichnis: Nowaks spaltenweise noch und noch und auch acht Ferdinands; Kutscher, Schlosser, Schneider, Tischler und Straßenbahner. Der einzige Ferdinand Nowak im Fünften war ein Spenglermeister. Der konnte das nicht sein.

Während er zu seinem Wagen zurückkehrte, war Kuhlmann entschlossen, die Sache sein zu lassen, als der Chauffeur aber erkundigend fragte: „Café Pilgramhof?“, sagte er: „Ja!“ Ein großer

Umweg auf der Fahrt zurück ins „Modopalais“ war es schließlich nicht.

Als er schließlich vor dem genannten Kaffeehaus stand, musste er abermals mit seiner Skepsis kämpfen, siegte aber und trat ein. Links vom Eckeingang standen zwei große Billardtische, um beide herum Müßiggänger, spielend. Arbeitslose, dachte er missbilligend, bevor er sich mit der Frage: „Herr Nowak?“ an den Kellner wandte, der in einer Hand zwei Tablett mit leeren Tassen und Wassergläsern balancierend, mit der anderen ein Tischchen sauber wischte.

„Letzte Loge links“, sagte er, ohne von der Marmorplatte aufzublicken, und Kuhlmann verfiel einmal mehr in Zweifel, ob es nicht geraten wäre, hier umzukehren. Er hatte erwartet, dass ihm der Kellner sagen würde, ob Nowak in seinem Büro war, aber der schien ein Büro gar nicht zu haben, und bei der ganzen Detektivspielerei konnte es sich wohl nur um den fragwürdigen Versuch eines Arbeitslosen handeln, irgendwie zu Geld zu kommen.

Kuhlmann blickte ohne Zuversicht in die Tiefe des verrauchten Raumes zur letzten Loge links. Dort saß neben dem Zugang zu den Toiletten ein Mann Ende zwanzig, Anfang dreißig. Schlecht angezogen, ein ausgesteuerter Arbeitsloser, wie vermutet; fraglich, ob diese Figur in Kuhlmanns „Modopalais“ oberirdisch bedient worden wäre, hätte sie versucht, dort einzukaufen.

Der Kommerzialrat stand unentschlossen da und fühlte sich unwohl. Nicht, dass Kaffeehäuser nicht sein Revier gewesen wären, nein, das nicht! Dieses hier aber war seine Sache nicht. Er mustert den Nowak. Der erhob sich, ging zu den Zeitungen, die auf einem Pult beim Kücheneingang lagen, suchte zwei davon aus und kehrte zu seinem Platz zurück.

Kuhlmann beurteilte Menschen immer aus dem Blickwinkel des Schneiders; den hatte er, trotz allen Erfolges – sogar Lueger hatte bei ihm gekauft – niemals ablegen können. Schlafwandlerisch sicher stellte er die Konfektionsgröße Nowaks fest – für einen Maßanzug kam er ja nicht infrage – und ordnete ihn jenen Gestalten zu, wie sie in der schwarz-weißen Welt des Films eher

auf der unverzichtbaren Schattenseite der Gesellschaft angesiedelt waren.

Andererseits, wenn er sich den Mann *well dressed* vorstellte! Kuhlmann liebte es, Englisches einzustreuen, wenn es um Herrenmode ging, bei Damenmodeangelegenheiten mischte er Französisches in seine Verkaufsmonologe ein. Nun erwachte der Verkäufer in ihm: Er kleidete Nowak ein und stellte fest, dass aus dem schlampig angezogenen und offensichtlich arbeitslosen jungen Mann eine ganz attraktive Erscheinung wurde; zum Friseur hätte man ihn freilich noch schicken müssen. Allerdings – und über diesen Schatten zu springen erlaubte ihm sein bürgerliches Ich nicht – kam bei dem, was er da vor seinem inneren Schneiderauge geschaffen hatte, allenfalls ein Hochstapler heraus; eine jener Figuren, die – nicht ohne eine gewisse erotische Ausstrahlung – in den Hallen und Restaurants der großen Hotels herumstrichen: charmant, immer Komplimente auf den Lippen, ohne zu wissen, wie sie ihr Zimmer oder gar Appartement bezahlen sollten, und daher stets nach einem Opfer Ausschau haltend, zugleich aber auch beständig auf der Hut und fluchtbereit. Weil sie mit Geld, das sie entweder bei ihrem Brotherrn unterschlagen oder leichtgläubigen Damen abgenommen hatten, Zugehörigkeit zu einer Gesellschaftsschicht vorgaukelten, in die sie durch Betrug erst aufzusteigen hofften.

Nachdem Charles Kuhlmann diesen „Kaffeehaus-Detektiv“ – wie er Nowak zu nennen beschloss – solcherart neu eingekleidet hatte, schwand seine Skepsis, und er schritt entschlossen die innen liegende Gasse zwischen den Tischen auf Nowak zu. „Herr Nowak? Gestatten Sie? Ich komme aus der Polizeidirektion, Hofrat Bubetz, nein, genau genommen, sein Sekretär, ein Herr Horak ...“

„Nehmen Sie doch Platz“, unterbrach Nowak, nahm die Zeitungen, die auf dem Sessel lagen, weg und legte sie neben sich auf die gepolsterte Bank.

„Dieser Herr Horak hat mir gesagt, dass ich Sie hier finde. Und er hat gemeint, dass Sie mir helfen können.“

Nowak blickte ihn freundlich an: „Und in welcher Sache?“

„Ach ja, Kuhlmann, Kommerzialrat Kuhlmann“, stellte sich der Mann endlich vor.

„Kuhlmann!“, nickte Nowak, der sich flüchtig erinnerte, von dem Fall in den Zeitungen gelesen zu haben. „Es ist wegen Ihrem Sohn. Mein Beileid. Aber, bitte, setzen Sie sich doch.“

Endlich nahm der Mann Platz. Der Kellner kam, Kuhlmann bestellte einen Cognac, er war in einem für seine Verhältnisse außerordentlich hohen Maß derangiert und meinte, einen vertragen zu können. Gewöhnlich war Charles Kuhlmann hochfahrend, hier allerdings, in einer Umgebung, die nicht die seine war, erstaunlich zurückgenommen. Für weitere Gespräche – falls es dazu kommen müsste – nahm er sich vor, Nowak zu sich in den Salon kommen zu lassen. Dann fragte er: „Sie sind Privatdetektiv?“

Ferdinand Nowak nickte: „So in der Art.“

„Sie stehen aber nicht im ‚Lehmann‘. Auch keine Firma. Kein Büro. Keine Referenzen ...?“

Nowak kannte das. Er lächelte, blickte den Mann abermals freundlich an: „Mehr als eine Empfehlung aus dem Polizeipräsidium habe ich tatsächlich nicht zu bieten.“

Kuhlmann sah das ein und fühlte sich kurz dumm, das nicht bedacht zu haben. „Natürlich, verzeihen Sie! Es ist nur etwas ungewohnt.“ Dabei blickte er sich um, ob jemand nahe genug säße, um das Gespräch mit anzuhören. Die Nachbartische waren alle unbesetzt, Kuhlmann wandte sich beruhigt wieder Nowak zu: „Sie haben ihn umgebracht“, stieß er dann hervor, „und ich will, dass Sie das beweisen!“

„Wenn es möglich ist, gerne“, zeigte Nowak sich bereit. „Können Sie mir irgendetwas sagen, was nicht in den Zeitungen stand?“

Nun berichtete Kuhlmann, wie er gar nichts bemerkt hätte von der Wandlung seines Sohnes; wie er erst von Beranek, dem Sitznachbar im Philharmonischen und auch Lehrherrn des Sohnes, unterrichtet worden war von diesen ... Dingen; wie er Karl Vorhaltungen gemacht habe, Verbote ausgesprochen und so weiter.

Natürlich, gab Kuhlmann zu, mache er sich nach allem, was geschehen war, Vorwürfe, dass er den Sohn nicht in die eigene

Werkstatt als Lehrling aufgenommen hatte. Aber die Sorge, im vertrauten Umfeld würde Karls Neigung zu Bequemlichkeit, ja, zu ausgesprochener Faulheit überhandnehmen, und er selbst und seine Gattin würden scheitern, wenn es darum ging, die Trägheit des Sohnes erzieherisch zu überwinden ... So wurde Karl zu Beranek gegeben, und eine Zeit lang lief ja alles gut. Zu ungunstiger Letzt war es dann zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn gekommen, in deren Folge der Junge verschwunden war.

„Anyway ...“ Im Hinterkopf war der Modemann wohl noch immer mehr mit der Ausstattung des Herrn Nowak als mit dem Tod seines Sohnes beschäftigt, und seine Mitteilungen wurden wirr. „Und was hat mein Sohn, bitte, draußen in Hietzing gemacht? Und wie ist er dorthin gekommen?“

„Mit der Stadtbahn!“, lag Nowak auf der Zunge, und er dachte auch, dass der junge Kuhlmann sich wohl ein Taxi hätte leisten können, aber er behielt es bei sich. „Ich habe gehofft, dass Sie mir sagen können, was Ihr Sohn in Hietzing gemacht hat“, versuchte er den aufgeschreckten Mann wieder zu sachlichen Auskünften zu bewegen.

Kuhlmann schüttelte ratlos und mit schlechtem Gewissen den Kopf: „Ich bin ein viel beschäftigter Mann und ich weiß, das ist keine Entschuldigung. Ein Vater sollte wissen, in welcher Gesellschaft und wo seine Kinder ihre Zeit verbringen.“

Bei weiterem Nachfragen stellte sich heraus, dass Kuhlmann völlig ahnungslos gewesen war, wo und mit wem sich Karl junior herumgetrieben hatte. „Wenn er nicht zu Hause war, dachte ich, er ist im Verein.“

„Welcher Verein?“, forschte Nowak.

„Der katholische Jünglingsverein in der Kirchengasse! Er war dort Mitglied“, gab der Vater Auskunft.

Nowak versuchte nun, System in die Befragung zu bringen. „Haben Sie eine Photographie von Ihrem Sohn?“

Kuhlmann griff in sein Jackett und holte die Briefftasche hervor, klappte sie auf, klaubte zwischen einigen großen Banknoten eine Photographie hervor und legte sie vor Nowak auf die Marmorplatte. Karl Kuhlmann junior sah tatsächlich sehr be-

gehrenswert aus, soferne einer eine Schwäche dafür hatte. Und er fragte sich, ob es denkbar war, dass der Kommerzialrat – um die sechzig Jahre alt und stets hier ansässig – nicht wusste, dass in der Gegend, wo sein Sohn in der Lehre gewesen war, viele unterwegs waren, deren Blicke der junge Karl auf sich hatte ziehen müssen? Dass sich dort gegenüber eine stadtbekanntes Buchhandlung befand, die wegen des speziellen Angebots gerne von solchen Leuten aufgesucht wurde, dass da vor allem die Toilette am Karlsplatz stand und dort Schanigärten waren, von denen aus diese Leute genau beobachteten, wer sich da in unverkennbarer Absicht herumtrieb.

Ferdinand Nowak überlegte: Sollte er den Mann mit Einzelheiten belasten, die er nur als quälend empfinden musste; war es für den Vater notwendig, zu wissen, dass der in seinen Augen noch so sehr unschuldige Schneiderlehrling Karl offenbar eine ergiebige Nebenbeschäftigung gefunden hatte? Und dass unter jenen, mit denen der Junior offensichtlich sehr profitablen Umgang gepflogen hatte, auch Menschen waren, die vor einer Gewalttat nicht zurückschrecken würden, wenn es galt, erpresserische Forderungen und die Aussicht auf eine Gefängnisstrafe von sich abzuwenden.

Er verzichtete darauf und fragte stattdessen, weil er von Kuhlmanns Fehde mit den ermittelnden Behörden wusste: „Was werfen Sie der Polizei vor?“

„Was ich ihr vorwerfe? Das fragen Sie? Im Ernst? Ich werde Ihnen sagen, was ich dieser Polizei vorwerfe: Schlampig gearbeitet haben sie. Eine Bagatelle, der Selbstmord eines verwirrten Halbwüchsigen, nicht wahr, so sollte es aussehen! Der Abschiedsbrief ließ so einen Schluss ja zu.“ Kuhlmann beugte sich zu Nowak vor und senkte die Stimme: „Man hat das alles sehr rasch abgeschlossen. Sie wissen ja: Den zweiten Brief hat erst der Bestatter gefunden, als er ...“ Der erzürnte Vater war mit seinen Vorwürfen noch lange nicht am Ende: „Und was ist mit den Burschen, die behauptet haben, etwas zu wissen? Die wurden auch nicht vernommen! Trittbrettfahrer nennt sie die Polizei, dumme Kerle, die sich wichtig machen wollen.“

„Vielleicht waren sie nur auf die Belohnung aus. Ich erinnere mich, Sie hatten doch eine ausgesetzt“, warf Ferdinand ein; er hatte damals im Mai daran gedacht, sich die tausend Schilling zu verdienen. Kuhlmann legte den Kopf kurz schief. „Möglich. Das kann ich nicht beurteilen. Aber es wäre doch auf jeden Fall interessant, zu hören, was sie zu sagen haben.“

Ferdinand Nowak nickte; er hatte keine Ahnung, wovon der Mann redete, aber er würde sich informieren.

„Aber in Wahrheit, wissen Sie“, redete Kuhlmann weiter, „in Wirklichkeit ist es nicht Schlamperei! Nein, es ist gezielte Verschleierung von Tatsachen, die der Polizei sehr wohl bekannt sind.“

„Welche Tatsachen?“, wollte Nowak wissen.

„Die Tatsache, dass es ein Mord war. Die haben das von Anfang an erkannt.“

„Woran?“ Nowak war drauf und dran, sich um den Auftrag zu bringen mit seinen Fragen, die an Kuhlmanns Argumentation kratzten. Der aber bemerkte das gar nicht und steigerte sich abermals in seinen Zorn: „Ja, das dürfen Sie nicht mich fragen! Das könnte Ihnen dieser Hofrat erklären, dieser Bubetz! Aber er mauert. Wie alle anderen! Die wissen sehr gut, dass diese Verbrecher meinen Sohn umgebracht haben, aber sie haben alles getan, um es wie einen Selbstmord aussehen zu lassen. Sogar Karls Beichtvater hat er unterstellt, Schuld zu tragen.“ Kuhlmann nickte dabei unentwegt sich selbst bestätigend mit dem Kopf. „Aber dann“, er beugte sich wieder konspirativ zu Nowak vor und schob das Cognacglas zur Seite, „dann ist dieser zweite Brief aufgetaucht! Sie wissen ja, den hat der Leichenbestatter entdeckt. Und ich muss sagen, selbst auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen: Es wirft doch ein sehr bezeichnendes Licht auf die Arbeit dieser Polizei, dass erst der Bestatter den zweiten Brief gefunden hat.“

„Vielleicht war das gut so“, warf Ferdinand ein und ertete einen unwilligen Blick. Wie kam er dazu, Kuhlmanns Empörung zu stören? „Die Polizei hätte ihn vielleicht unterschlagen, weil er die Selbstmordtheorie doch infrage stellt?“

Nun nickte Kuhlmann wieder. „Da haben Sie recht! Gott sei Dank, der Brief ist da und er passt gar nicht zur Theorie des Selbstmordes, an der die Polizei so hängt.“

Kuhlmann war nun restlos davon überzeugt, mit Ferdinand Nowak den Richtigen gefunden zu haben. Dieser etwas unordentlich wirkende junge Mann – von diesem Eindruck kam Kuhlmann offenbar bei bestem Willen nicht los –, dieser Kaffeehaus-Detektiv war offenbar mit der Verlogenheit der Polizei bestens vertraut und wusste um die Verschlagenheit von Ermittlern, die von der Presse in aller Öffentlichkeit an den Pranger gestellt wurden, wenn sie nichts lieferten. Und dann lieferten sie eben, was ihnen gelegen kam. So ging Kuhlmann die Sache durch den Kopf, bevor er mit der Bemerkung: „Sie werden sicherlich eine Anzahlung brauchen“, in die verrauchte Realität des ihm so fremden Café Pilgramhof zurückkehrte. „Reichen fürs Erste fünfhundert Schilling? Ich habe nicht mehr dabei.“

Nowak, dem es bei der Summe die Rede verschlagen hatte, nickte wortlos: Fünfhundert Schilling, das wäre als Honorar fürstlich gewesen, aber wenn der etwas konfus wirkende Mann es als Anzahlung betrachtete, so konnte ihm das nur recht sein.

Kuhlmann klappte seine Briefftasche wieder zu und steckte sie ein. Berauscht, nicht vom Cognac – davon vertrug er mehr –, sondern von der Gewissheit, mit Nowak den richtigen Mann gefunden zu haben, und auch nach wie vor ein wenig verstört in der ungewohnten Umgebung, dachte der Geschäftsmann nicht daran, sich den Empfang der Anzahlung bestätigen zu lassen. Zu sehr brannte er darauf zu wissen, welche Schritte der Kaffeehaus-Detektiv nun ergreifen würde: „Was haben Sie vor?“

„Zunächst werde ich mir alle Unterlagen besorgen“, sagte Nowak und ließ seinen Auftraggeber, der wieder ins Nicken geraten war, in dem Glauben, es handle sich um den Polizeiakt und nicht bloß um die Zeitungsmeldungen zum Fall.

„Und ich denke“, skizzierte der Kaffeehaus-Detektiv sein Vorhaben für seinen Auftraggeber weiter, „dass es wichtig wäre, diese anderen Lehrlinge zu finden, die an dieser Erpressung ...“

„An der von diesem Doktor Kort behaupteten Erpressung“, fiel ihm Kuhlmann mit erhobenem Zeigefinger ins Wort.

„... beteiligt gewesen sein könnten.“

Das gefiel Kuhlmann; der Hofrat hatte ja von den Bürschchen nichts wissen wollen. Jetzt aber war die Sache in den richtigen Händen. Und nun, hoffte Kuhlmann, würde vielleicht auch endlich bekannt, wer dieser ominöse Mandant war, dessen Identität Hofrat Bubetz nicht hatte preisgeben wollen und den der Anwalt mit seiner Schweigepflicht schützen zu müssen vorgab. Dabei war – wie ganz Wien wusste – die Schweigepflicht bei Dr. Kort nicht immer bestens aufgehoben. Kuhlmann bebte bei der Erinnerung daran, wie er von diesem Kort abgeschüttelt worden war, als er versucht hatte, dem Anwalt auf dem Weg vom Café Meteor zum Landesgericht den Namen des geheimnisvollen Mandanten zu entlocken: als tief trauernder Vater, der ein Recht darauf hätte. Der Anwalt hatte nur hämisch gelacht und damit gedroht, Klage gegen ihn einzubringen, wenn er ihn weiter belästigen würde. Diese Erniedrigung nagte noch heute am Kommerzialrat, aber nun sah er sich einen gewaltigen Schritt näher an seinem Ziel, diesen windigen Rechtsverdrehher – so dachte und sprach er über Dr. Kort – mitsamt seinem geheimnisvollen Mandanten endlich als die Mörder seines Sohnes entlarven zu können.

Beglückt bestellte Kuhlmann noch einen Cognac, seinen dritten, und einen für den Kaffeehaus-Detektiv dazu, und nachdem sie auf die erfolgreiche Klärung des Falles getrunken hatten, verließ Kuhlmann das Café Pilgramhof, sank besäuselt zufrieden auf den Rücksitz seines Wagens und ließ sich heim ins Modepalais Kuhlmann auf der Mariahilferstraße fahren, was ein Katzensprung war, weswegen Kuhlmann sich bemühte, nicht einzuschlafen vor lauter Zufriedenheit.

Ferdinand Nowak, wegen der fünfhundert Schilling gleichfalls sehr zufrieden, blieb im Kaffeehaus, um auf Max Meyer zu warten, seinen väterlichen Freund und Zimmerherrn, der Redakteur beim „Vorwärts“ war, dem sozialdemokratischen Verlagshaus um die Ecke, und der ihm die Zeitungsmeldungen zum Tod des Karl Kuhlmann junior besorgen würde. Die hatten das sicher ablegt; und wenn schon nicht die Polizeikorrespondenz, so doch ihre eigenen Artikel.